Bypass. Ein Versuch, zu verarbeiten.

Wie verläuft eine Bypass-Operation? Wie fühlt man sich? Was macht man durch – davor, danach, mittendrin?

Die Antwort der Ärzte lautet unisono, das sei ganz individuell.

Also ist das, was ich hier aufzeichne, mein ureigenes Erleben. Authentisch, aber ohne jeden Anspruch auf Allgemeingültigkeit.

Muß wohl so sein.

Die Wochen und Monate vor der OP waren für mich so abstrakt, so unwirklich, so jenseits aller Echtheit und Echtzeit, wie man es sich nur vorstellen kann.

Falsch! „*Man*" kann es sich nicht vorstellen. Man kann nur höchst selbst wahrnehmen, was da geschieht. Wie hin- und hergeworfen man wird. Wie wehrlos man fremden Händen übergeben ist. Und anderen vermitteln kann man das Erlebte auch nur bruchstückhaft.

Für Leben oder Sterben scheinbar keine Sinneswahrnehmung mehr zu haben, sondern gleichsam taub, gefühllos, zombiehaft dahin zu vegetieren, eingetaucht in ein konturloses Meer von Gleichgültigkeit und Apathie, ist schon sehr speziell. Man ist emotional schlicht nicht darauf vorbereitet, hat keine Abwehrkräfte dagegen.

Es war mir egal, was passiert, ich war kein Handelnder mehr, nur noch passiv, nicht mehr Subjekt, sondern Objekt, wie ferngesteuert.

Ein Mantra taucht auf: Die OP ist meine einzige Chance. Also lasse ich sie machen. Und wenn es schief geht - egal! Dann habe ich es hinter mir. Was immer das bedeutet. Auch glaubensmäßig.

Warum diese totale Abgestumpftheit?

Vielleicht, weil die ganz Misere sich über Monate hingezogen hat. Ende Februar gab es ein erstes telefonisches (!) Arztgespräch hinsichtlich Atemnot und

Engegefühl in der Brust. Von da an war ich gefangen in der unerbittlichen Bürokratie des schwedischen Gesundheitssystems, das so unwillig, träge und kleinkariert Termin für Termin, Untersuchung für Untersuchung vor sich herschiebt, als sei es die gesundheitspolitische Reinkarnation von Kafkas „Schloß".

Und um es an diesem frühen Punkt schon zu erwähnen: Karin hat von Anfang an mit mir gelitten, bzw. unter dem, was wechselweise mit mir geschah oder eben nicht geschah, gelitten. So türmte sich Last für Last auf ihre Schultern. Plötzlicher Rollenwechsel in Form der Übernahme von Verantwortung für den Partner wiegt schwerer als Blei.

Hätten wir ausweichen können nach Deutschland…? Theoretisch ja, im Blick auf das „Kleingedruckte" der äußeren und inneren Hürden, die wir hätten überwinden und bewältigen müssen, definitiv nein.

Am Donnerstag, dem 22.Juli, gab es eine Zäsur in der kafkaesken Dramaturgie: Ein Belastungs-EKG! Und damit erstmals vage Anzeichen, daß möglicherweise etwas nicht ganz koscher sei mit meinem Befinden, sprich, eine Abkehr von der bisherigen unterschwelligen Diagnose rein psychischer Symptome eines *„eingebildeten Kranken*".

Ich fühlte mich erleichtert. Einerseits. Lieber wäre mir natürlich gewesen, alles sei okay. Kein Lamm geht gern zur Schlachtbank, wenn es denn weiß, daß es geradewegs auf eine solche zusteuert.

Um besagte „Schlachtbank" wenigstens halbwegs herumzukommen, hoffte ich inständig bei der am 31.August im Södra Älvsborg Sjukhus (SÄS) Borås stattfindenden gründlichen Untersuchung in Form von Lungenröntgen und Herz-Ultraschall sowie Herz-Katheter.

Ich war beeindruckt von der Technik, habe sie fasziniert betrachtet aus der Perspektive meiner flachen Rückenlage, und war ihr zugleich auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. In meinen Ohren klangen die Scherze des Arztes und der Pflegekräfte, in meinem Innern krampfte sich alles zusammen.

Der abschließende Befund war erschreckend: Zahlreiche Stenosen in den Kranzgefäßen, die sich nicht in einem Aufwasch mittels Ballonaufdehnung oder dem Setzen von Stents beheben ließen.

Fazit: Geplatzte Hoffnung. Fazit: Bypass-OP. Fazit: Dem Tod geweiht wie einst die Gladiatoren im römischen Zirkus. „*Morituri salutant*" ging mir unaufhörlich durch den Kopf. Kein schöner Ohrwurm!

Das gehört mit zum bizarrsten meiner Gefühle und Empfindungen in der gesamten Zeit bis heute: Zu wissen und kognitiv zu realisieren, in absehbarer Zeit zu sterben (konkret, nicht theoretisch!), bzw. – aus der Retrospektive – ohne OP längst tot zu sein.

Seltsamerweise ist das nicht identisch mit Todesangst, sondern hat eine eigene Qualität. Schwer zu fassen und zu beschreiben.

Daß man sterben muß, weiß man, ist eine Binsenwahrheit, die einen nicht näher tangiert, weil das bekanntlich irgendwo, irgendwann, irgendwie in weiter Ferne geschieht, unabhängig vom Alter. Der Mensch ist ein Verdrängungskünstler. Aber indem man weiß, daß man bereits gestorben wäre, geht die Wahrheit des Todes urplötzlich in die Binsen, und die Scherben machen einen ratlos, sprachlos, regungslos.

Mitte September haben Karin und ich noch schnell unser zweites Testament gemacht, diesmal in schwedisch-notarieller Fassung, um lauernden Amtsschimmeln diesseits wie jenseits der Landesgrenze möglichst keinen Grund zum Wiehern zu geben. „*Alle Menschen werden Brüder…*", aber nicht alle „Brüder" in der EU sind besonders menschenfreundlich. Unsere Nachbarn haben als Zeugen unterschrieben, und trotz gemeinsamen Teetrinkens mit Plätzchen und Small talk lag eine drückende Beklemmung in der Luft.

Wenige Tage später, am frühen Mittwochmorgen des 22.Septembers, ging es los nach Göteborg ins Uniklinikum Sahlgrenska. Eine uns wohlvertraute, wohlbekannte Strecke auf dem „Riksväg 40" bis Höhe der Abfahrt Flughafen Landvetter. Diesmal jedoch keine Abfahrt, sondern geradeaus weiter ins nunmehr Unbekannte, Unvertraute.

Ich hatte ursprünglich inständig gehofft und gewünscht, Karin könne mich am Aufnahmetag begleiten, allein schon aus sprachlichen Gründen. Doch das war völlig ausgeschlossen. Am Zielort kurz rechts rangefahren, dort vorschriftswidrig geparkt, ein letzter Gruß und Kuß, dann schlossen sich die Türen von Auto und Entré und ließen jeden von uns auf seine Weise mit gemischten Gefühlen zurück.

Den Tag zuvor gab es noch helle Aufregung. Ich hatte ständigen Hustenreiz, war verschnupft, fror erbärmlich und fühlte mich mies, war aber fieberfrei und nicht erkältet. Konnte, durfte ich so zur OP? Die Vorgaben waren streng, insbesondere beim leisesten Verdacht auf Covid 19. Es gelang Karin, mit Sahlgrenska zu telefonieren – mittlerweile ging die Uhr auf späten Vormittag – und die verdonnerten uns zu einem Schnelltest: Heute noch! Für morgen früh!

Wie das denn? Die zuständige Vårdcentral Fristad führte selber keinerlei Tests durch, mußte uns aber nach Borås weitervermitteln. Was sie nach längerem Hin und Her – ich war gegen meine irenische Natur ziemlich laut und ausfällig geworden – auch tat, allerdings komplett fehlerhaft, was uns in hektische Verzweiflung trieb, weil wir den genannten Ort nicht fanden, und als wir ihn doch erspäht hatten, dort keinen Schnelltest erhielten. Letztendlich klappte es bei einem freien Anbieter in einem schlichten, verregneten Straßenzelt, der, nachdem er mich verarztet hatte, uns ehrlicher- wie beunruhigenderweise darauf hinwies, er wisse nicht, ob seine Testmethode im Sahlgrenska anerkannt würde.

Kann man alles wahrlich nicht brauchen, wenn man (und frau) regelrecht auf dem Zahnfleisch gehen. Das schönste dann die Moral von der Geschicht: Im Sahlgrenska war man baß erstaunt, daß ich einen Schnelltest vorweisen hätte können, den ich aber nicht benötigte, weil man selbstverständlich seinen eigenen (und deutlich professionelleren) Test durchführte. – Hornberger Schießen, und das nicht zum ersten Mal in der gesamten Angelegenheit.

Der Aufnahmetag war lang. Und gründlich. In durchweg freundlich-zugewandter Atmosphäre. Alles per Du, wie in Schweden üblich. Etliche Arztgespräche seitens Herzspezialist, Anästhesist und Chirurg sowie Blutabnahmen, EKG und vieles mehr bis hin zum Duschen mit bakterienabtötendem Shampoo. Verständigungsprobleme gab es nicht – wenn erforderlich, wurde ein vereidigter Übersetzer per Handy hinzugeschaltet. Von A bis Z ein ebenso reibungsloses wie anstrengendes

Procedere. Gegen Abend war ich groggy und genoß dennoch die warme Henkers(?)Mahlzeit mit gutem Appetit.

In der kommenden Nacht habe ich wider Erwarten erstaunlich gut geschlafen. Trotz dessen, was mir bevorstand. Eigentlich sollte ich recht früh unters Messer kommen, aber das hat sich bis in den späten Nachmittag hingezogen. Sehr zu Karins Leidwesen, die in Lyckorna auf glühenden Kohlen saß und auf den erlösenden Anruf wartete.

Bevor ich letztendlich mit dem Bett in den OP geschoben wurde, bekam ich noch Besuch von zwei jungen Krankenschwestern. Die sollten mich buchstäblich von Kopf bis Fuß rasieren, zwecks dessen ich mich bis auf die klinikeigene Unterhose (schwedisch „Kalsonger") entkleiden mußte. Die Rasur verlief u.a. dicht entlang meiner Scham, diese gelegentlich behutsam beiseite drückend. Ich kam mir vor wie im falschen Film - absolut empfindungslos, stoisch, starr. Es war mir nicht einmal peinlich, hatte gar keine Kraft dazu. Die beiden Mädels plauderten und werkelten munter drauflos, während ich – von Hause aus schamhaft veranlagt – wie in Trance da lag.

Solche Hilflosigkeit, solches Ausgeliefertsein an absolut unerwartete und unvertraute Situationen waren ein häufig wiederkehrender Teil meines Aufenthaltes im Krankenhaus und beschäftigt mich (macht mir zu schaffen) bis heute. Wiewohl – das habe ich an anderer Stelle klar zum Ausdruck gebracht – Ärzte und Pflegekräfte sich in beispielhafter Weise hinsichtlich der Wahrung meiner Patientenwürde verhalten haben. Dennoch ist man unterm Strich einem Riesenspagat von gewohnter Selbstbestimmung und totalem Kontrollverlust ausgesetzt.

Von der OP selbst weiß ich naturgemäß nichts – black out, Gott sei Dank. Danach kam ich in die Aufwachstation. Vor dort adäquat zu berichten, ist mir kaum möglich. Ich weiß nicht, wieviele Stunden ich in einer Zwischenwelt halbwacher und halb (alp)traumdösiger Empfindungen zugebracht habe, umgeben von realen und surrealen Wesen oder Begebenheiten. Von der Brust bis zum Schritt war ich an ungezählte Schläuche angeschlossen, rund um die Uhr monitorüberwacht. Schmerzen hatte ich so gut wie keine, dank hochdosierter und teils unter das Betäubungsmittelgesetz fallender Mittel. Ebensolche sind mir weiterhin

verschrieben, ich habe es aber geschafft, vollkommen darauf zu verzichten – bis jetzt hält sich alles in erträglichen Grenzen.

Hier wie später auch im SÄS hatte ich diverse Male Kammerflimmern, die letzte Stufe vor dem Herzstillstand, dem finalen Aus. Das zu erfahren, hat mich zutiefst erschrocken, ich hatte es nicht erwartet. Angeblich sei es jedoch „normal" und gehöre zum Verlauf nach Bypass-Operationen dazu, wobei ich einmal nur kurz und knapp vor dem Anschluß eines Defibrillators an meine aus der Brust herausragenden Drähte herumgekommen bin. Besagte „Normalität" zu akzeptieren, zumal in dem Bewußtsein, daß ich fortlaufend Medikamente zur Verhinderung eben dieser fatalen Erscheinung einnehme, fällt mir nach wie vor schwer. Gelegentlich flimmert es mir deswegen vor Augen.

Nachtrag: Rückblickend hat sich obiges „Kammerspiel-Drama" als von mir fehlinterpretiertes Vorhofflimmern entpuppt. Zwar auch kein Scherz, aber eben doch noch nicht ganz der endgültige „Daumen abwärts".

Am 27. September, einem Montag, bin ich nachmittags nach Borås ins SÄS zur Nachkontrolle verlegt worden. Liegend in einem Krankenwagen, diesmal jedoch auf der falschen Seite der „Theke" statt wie zu Zeiten der Notfallseelsorge. So gewinnt man ungewollt an Erfahrung hinzu. Wieder habe ich entlang der E40 den Weg verfolgt bis zur Abfahrt „Landvetter". Ab dort war es ein Heimspiel.

Ich erhielt einen Platz in einem Vierbettzimmer. Was ich völlig in Ordnung fand. Keine Sekunde kam mir dünkelhaft etwas in Richtung „deutscher Privatversicherung" mit Anspruch auf… in den Sinn. Die Kommunikation war sehr beschränkt – jeder hatte genug mit sich und seinen Malaisen zu tun. Einschließlich des freimütigen und von allen Stubenkameraden in stillschweigender Übereinkunft geduldeten Absetzens diverser „Winde" zwecks Entlastung der Darmflora - die meinige eingeschlossen, was ich sensibler Typ mir im vorhinein niemals hätte ausmalen können.

Karin durfte mich coronabedingt in beiden Krankenhäusern nicht besuchen, aber da ich rund um die Uhr beschäftigt war bzw. beschäftigt wurde mit teilweise stündlichen Kontrollen, gefühlten literweisen Blutabnahmen, EKGs und weiß der Kuckuck was sonst noch, fiel das nicht weiter ins Gewicht.

Das Essen war gut. Im Prinzip. Bis mir das ständige warme Menu mit Pellkartoffeln und aus dem Wasser gezogenen Gemüse regelrecht zuwider wurde – immerhin schlechten Gewissens. Wie rasch sich doch die Prioritäten ändern von Todesnöten bis Kostverachtung!

Einmal wurde ich, auf einem Rollstuhl sitzend, von einer Krankenschwester zum Lungenröntgen geschoben. Plötzlich kamen wir in einem endlos langen, dämmrigen Flur an einem aus welchem Grund auch immer dort abgestellten alten Harmonium vorbei. Keine Ahnung, warum, aber meine Begleiterin steuerte direkt darauf zu und ermunterte mich, zu spielen. Ich ließ sie die Pedale treten, und nach kurzem Probieren erklangen einige Takte des C-Dur Präludiums von Johann Sebastian Bach aus dem Wohltemperierten Klavier. Unglaublich, aber wahr – und wohltuend inmitten von soviel Unwohlsein. Musik ist eine Gottesgabe!

Am Abend vor der Abreise nach Sahlgrenska hatte ich weisungsgemäß Ehering, Fingerschmuck (von Karins Großvater) sowie mein geliebtes Holzkreuz abgetan und auf mein Nachttischchen gelegt. Mit Gefühlen als wäre ich mein eigener Leichenbestatter. - Man macht schon so einiges durch!

Apropos. Nach meiner Rückkehr in heimische Gefilde, habe ich etliche gutgemeinte Genesungswünsche erhalten. Gut gemeint – das sage ich mit vollem Bewußtsein, Respekt und Anerkennung – aber nichtsdestoweniger oft schlecht gemacht. Sprich, hohl, oberflächlich, formelhaft nach dem Motto: Jetzt hast Du es ja hinter Dir, und nun wird alles auf die Schnelle gut bzw. ist es doch schon weitgehend okay.

Nein! So rasch geht das nicht. Man kann da nichts herbeireden, schönreden, herbeizaubern. Selbst erfreuliche physische Fortschritte, etwa im wachsenden Radius der Hundespaziergänge, haben keine gleichsam automatische geistig-seelische Besserung zur Folge. Manche Karten oder Mails, die mir zugeschickt wurden, waren weiter von mir entfernt als der Mond. Es war nicht ich, der gemeint war, sondern jemand, der gefälligst brav und dankbar nach vorn zu schauen und die Genesungswünsche gehorsam zu erfüllen hat.

Konnte ich aber nicht. Kann ich immer noch nicht. Aber wie gesagt: Es war gut gemeint, und dafür habe ich mich ja auch jeweils artig bedankt. Als eigene Lehre

daraus hoffe ich nur, daß ich zu meinen seelsorgerlichen Zeiten möglichst wenig Hohles und Oberflächliches von mir gegeben habe. Wo doch, bitte ich nachträglich um Verzeihung!

Im Sahlgrenska und im SÄS lag auf meinem Nachttisch die „*Dagenslösen*", das schwedische Pendant der Herrnhuter Tageslosung mit je einem Bibelwort Alten und Neuen Testamentes für jeden Tag, die mich seit Jahrzehnten begleitet. Wie es der Zufall (?) will, sprachen mir ungewöhnlich viele Schriftworte Heil, Segen, Mut und Hoffnung zu.

Was ich davon aufgenommen und angenommen habe…? Ich weiß es nicht. Ich habe es gebraucht. Ich hätte es nicht missen mögen. Es war mir unverzichtbar wichtig. Und doch habe ich eine große Scheu, mich buchstabengläubig festzulegen oder festlegen zu lassen wie bei einem Horoskop. Gottes Wille, Gottes Pläne sind von mir nicht zu fassen, nicht festzunageln, nicht in meine unvermeidbar selbstbezogenen Wünsche und Absichten zu pressen. – „*Ich glaube, hilf meinem Unglauben*", wie es im Markus-Evangelium (Kap.9,24) so treffend heißt.

Am Mittwoch, dem 29.September bin ich aus dem Krankenhaus entlassen worden. Zurück nach Lyckorna, zurück ins Leben, innerhalb einer einzigen Woche - Wahnsinn. Karin hat mich abgeholt, ich saß wartend (und frierend) in der großen Eingangshalle. Die Autofahrt war anstrengend, doch irgendwie habe ich sie überstanden. Und dann mußte ich noch Ronjas Begrüßung überstehen. Sooolange war Herrchen fort! Das war ein Springen, Laufen, Wedeln, Stupsen, Schnüffeln, Lecken – und ich immer auf der Hut, daß das 50 Kilo schwere Dogge-Schäferhund-Geschoß meinen Operationsnarben an Brust und Bein nicht zu nahe kam. Bis ich endlich zur Tür eintreten konnte, bei deren Verlassen ich acht Tage zuvor nicht wußte, ob ich je wiederkehren würde.

Heute, rund fünfeinhalb Wochen nach dem (buchstäblichen) Lebenseinschnitt, geht es mir einerseits erfreulich gut und hat sich mein Hundespaziergangs-Radius von anfänglichen fünfzig Metern in fürsorglicher Begleitung von Karin und einem Krückstock auf ca. vier Solo-Kilometer erweitert. Ich lese gern, z.Zt. Charles Dickens, Oliver Twist, schaue Dokus oder Filme via Internet, halte die HomePage auf dem laufenden und spiele ab und zu Klavier.

Andererseits bin ich nach wie vor schwach, schnell ermüdet, bekomme oft nicht richtig Luft (Wasser in der Lunge), schwitze beinahe täglich zwei T-Shirts durch, schlafe schlecht, bin extrem unruhig, kann Finger und Hände nicht stillhalten, habe bei unwillkürlichen Bewegungen oder tiefem Atmen stechende Schmerzen in der Brust, bin kaum belastbar und habe jedesmal Angst, wenn ich gewisse Phänomene nicht deuten kann, ob sie im Normalbereich sind oder Schlimmes anzeigen.

Mit dem allen und darüberhinaus bin ich eine tägliche Last für Karin, an der – gerade jetzt in der Herbstzeit - alles hängt, was zu tun und zu schaffen ist in Haus und Garten, des weiteren als Chauffeur für diverse Krankenfahrten und unablässigem Animateur meines geknickten Gemütes. Ihr gilt mein innigster Dank, und sie ist die Liebe meines Lebens, seit fünfzig Jahren an meiner Seite, Partnerin durch Dick und Dünn!

Wie geht es nun weiter?

Am 21.Oktober erblickte Kolja Aurel, unser viertes Enkelkind, das Licht der Welt. Ein Lichtblick auch für mich…? Ob und in wieweit das gilt, wird sich weisen. Es ist noch zu früh für allzu optimistische Prognosen. Zudem bin ich nicht mehr der, der ich war. Was ich erfahren habe und was mir widerfahren ist, bleibt Teil meiner Persönlichkeit, hat sie ein Stück weit verändert. Es gibt keinen Schalter, das einfach auszuknipsen. Aber es gibt auch keinen Schalter, der zwangsläufig alles ins Dunkel setzt. *„Lux lucet in tenebris"*, *auf (Bibel)deutsch: „In Deinem Licht sehen wir das Licht"* (Psalm 36,10) – nicht mehr und nicht weniger!

Iglaholmen-Lyckorna, den 1.November 2021